

Hier aber liegt die Schwierigkeit. Wo stecken sie bloß, diese individuellen Wünsche? Man findet sie nicht. Sehr viele Leute haben oder machen sich so viel zu tun, daß ihnen das meist nicht auffällt. Nur die letzte Urlaubswoche, in der sie sich halbtot langweilen, weil sie gar nichts mit sich selber anzufangen wissen, läßt in ihnen so etwas aufdämmern, daß etwas mit ihnen nicht in Ordnung ist. Dann sehnen sie sich geradezu nach der gewohnten Tretmühle zurück, weil die sie wenigstens hindert, über sich selbst nachzudenken. Daher die häufig vernommene Meinung, der Zweck der Ferien sei, daß man sich wieder auf die Arbeit freut. Ja, wenn dem nur so wäre, aber auf die Arbeit selbst freut man sich ja gar nicht, sondern man verlangt nur nach der Betäubung, die sie bringt.

Am besten sind noch die daran, die sich wenig leisten können. Bei denen liegt das Übel nur im Äußeren, und das kann ja einmal besser werden. Wenn ein junger Bankangestellter oder eine Buchhalterin einmal ein paar freie Wochen vor sich und dazu ein paar hundert Mark in der Tasche haben, die haben etwas davon, die brauchen zunächst keine Lebenskunst. Die wissen nämlich noch, was sie wollen. Der Beruf ist für sie nicht so anziehend, daß er sie verschlingen kann, und da die Mittel zum Vergnügen beschränkt sind, muß unter den verschiedenen Möglichkeiten die gewählt werden, die einem wirklich individuell am meisten entspricht. Es besteht nicht die Gefahr, daß man sinnlos von der Riviera ins Engadin jagt und dort in den überall gleichen Hotels überall dasselbe, nämlich nichts, erlebt; und reichen die Mittel, etwa einmal zur Teestunde einen solchen Ort zu betreten, oder wird man mitgenommen, so wird sogar eine Hotelhalle zum individuellen Erlebnis, wie die andern sich kollektiv langweilen.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß beschränkte Mittel die unbedingte Voraussetzung zum Lebensgenuß sind. Man kann auch mit viel, ja mit sehr viel Geld etwas vom Leben haben, nur gehört dann Kunst, nämlich Lebenskunst dazu. Woher kommt das? Am glücklichsten sind bekanntlich die Kinder. Sie treffen die Lebenskunst von selbst, oder vielmehr, bei ihnen bedarf es keiner Kunst: Leben, wie es einen freut, ist ihnen Natur. Darum müßte es bei der Lebenskunst darauf ankommen, bewußt wieder dasselbe zu tun, was die Kinder unbewußt können. Der Grund nun, warum sie es können, ist der, daß sie noch oder eigentlich nur individuelle Wünsche haben. Ein Kind wird ohne Zwang nicht leicht etwas tun, was ihm „fad“ ist, nur weil man dadurch, daß man es tut, besondere Geltung gewinnt, wie in Premieren und Kunstausstellungen laufen, die einen langweilen, weil man, wollte man sich auf seinen eigenen Geschmack besinnen, eigentlich eine ganz andere Art von Theater oder Kunst schön finden würde. Jeder aufmerksame Leser dieser Ausführungen sollte sich einmal prüfen, wann und wie bei ihm der Wahnsinn angefangen hat, daß er nicht mehr tat, was ihn freute, ja den Wunsch danach ganz vergaß, sondern das, was Ansehen, Ehre und gesellschaftlichen Erfolg bringt und oft sehr mühsam und langweilig ist. Damals begann er nämlich, sich selber zu „verdrängen“, und das gelingt um so radikaler, je mehr einem Zeit und Mittel erlauben, jede Mode und jeden Sport mitzumachen.

Macht indessen der Mensch diese Entwicklung nicht mit oder findet er sich wieder aus ihr heraus, dann liegt nicht der geringste Grund vor, warum er weniger Freude am Leben haben sollte als das Kind. Dessen Glück liegt einzig darin, daß es noch individuelle Wünsche hat. Deren Befriedigung macht immer glücklich. Um sie sich aber zu bewahren, muß man sie entwickeln. Das, was man als Kind getan hat, würde einen heute nicht mehr freuen; man kann aber sehr wohl bis ans Lebensende die Dinge, die einen freuen, so tun wie als Kind, nämlich individuell.

(1929)